

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 64.

Donnerstag, 16. März.

1916.

(10. Fortsetzung.)

Sintje.

[Nachdruck verboten.]

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Klara Kohrath.

„Nun hab' ich doch kein Unrecht getan, als ich Euch warnte“, sagte sie tief aufatmend. „Aber sie werden Euch nicht glauben, wann Domke sie aufreizt, sie sind gleich mit dem Messer bei der Hand. Ich kenne sie. Lebend entkommt Ihr ihnen nicht. Ihr müßt vorher entfliehen, ehe Domke gesprochen hat. Heute noch müßt Ihr fort. Jetzt gleich. Jetzt schlafen sie noch alle. Ich lasse Euch hinaus. Ja, jetzt gleich!“

Er stand auf. Er war vollkommen nüchtern geworden. Er sah ein, daß sie recht hatte. War sein Zukunfts einmal verraten, so war er keines Lebens im Quartier des Marolles nicht mehr sicher.

„Wenn meine Mutter wüßte, was du mir getan hast, Sintje!“ Er zog ein kleines, schwarzes Testamentbüchlein aus der Tasche. „Dies hat mir meine Mutter geschenkt, Sintje. Jetzt schenk ich es dir. Ihr und mein Namen stehen auf der ersten Seite. Und solltest du einmal in Not kommen oder eines Rates bedürfen, so geh zu meiner Mutter, sie wird die, die ihrem Sohne das Leben gerettet hat, nie zurückweisen. Meine Mutter, die mich töricht liebt, wie es die Mütter nun einmal tun, sie wird dir eine glühende Dankbarkeit bewahren, Sintje, ihr Leben lang! Verzeß das nicht. Und — leb wohl!“

Sintje hatte mit bebender Hand den Schlüssel umgedreht. Nun stand die Tür nach der Straße offen, er mußte er gehen — für immer!

Sie blieb so stehen, daß er dicht an ihr vorüber mußte. Würde er sie nicht einmal dankbar in seine Arme nehmen, der vornehme Herr, dem sie das Leben gerettet hatte?

Aber er nahm nur ihre kleine, kalte Hand zwischen die seinen.

„Leb wohl, Sintje. Ich danke dir. Mein liebes Schwesterlein, meine süße, kleine „Fleur de Marie“, bleibe rein in deiner düsteren Gartenecke. Gott helfe dir dazu.“

Wie weich und liebevoll das Klang! Sintjes Herz erzitterte in freudiger Dankbarkeit. Und da begann sie zu bitten und Letzeln mit weicher, liebender Stimme: „Nehmt mich mit Euch! O, nehmt mich mit, dahin, wo es schön ist, wo Ihr zu Hause seid, weg von hier! Bei Euch würde ich gut und fromm, hier muß ich zugrunde gehen. Nehmt mich mit, ich will gern die schlechteste Waage in Euerm Hause sein . . .“ Sie brach ab und schluchzte leise, weil sie sich so bitter schämte über ihre Bitte und es wie eine kränkende Demütigung empfand, daß er sie so vor sich stehen ließ, als vergeblich Bettelnde.

„Ich darf nicht, Sintje“, sagte er nur. „Ich hab dich zu lieb! Bleib du hier bei der Großmutter und beim Domke!“

„Bei dem, der Euch verraten wollte!“ sagte Sintje bitter.

Da sah er sie an mit einem wunderlichen, heißen Blick, vor dem sie die Augen niederschlug.

„Weißt du nicht, warum der Domke mich auf die Seite schaffen wollte? Nicht um den Marolliens Gerechtigkeit zu verschaffen, nur um deinetwillen hatte er mich, Sintje. Der läßt dir nichts geschehen! Bei dem und der Großmutter bist du in guter Gut, bist besser aufgehoben, als wenn ich dich mitnehme in die fremde Welt, wonach dich gelüftet, du liebe, kleine Schattenblüte. Leb wohl!“

Noch einmal ergriff er ihre Hand, drückte sie so fest, daß es sie schmerzte, und dann war er hinaus — weg! Seine leichten Schritte waren bald verhallt.

Nun ging er heim in seine schöne, reine, helle Welt. Sintje schloß leise die Tür hinter ihm, löschte das Licht aus und tastete sich in ihren finsternen Kellerverschlag hinab.

Die Großmutter schlief und rührte sich nicht. In ihrem Strohsack verbarz Sintje als ihren größten Schatz das kleine, schwarze Buch, das er ihr geschenkt hatte, worin sein und seiner Mutter Namen stand.

Unter heißen Tränen schlief sie endlich ein. Das Glück war an ihr vorübergegangen, hinaus aus dem Quartier des Marolles.

Fünftes Kapitel.

Sintje ging nicht mehr in Madame Gérard's Atelier. Sie konnte das Geschwätz der Mädchen über die unglückliche Miete nicht mithören. Sie hatte auch alle Lust an der Erlernung der Korsettfabrikation verloren. Das Empfangszimmer Madame Gérard's blendete sie längst nicht mehr mit seiner verstaubten Talnupracht. Und der Anblick der bunten, schillernden Seidenstoffe half ihr nicht länger über die Eintönigkeit der ewigen Näherei hinweg. Nein, das war doch wohl der richtige Lebensweg nicht für sie, zum Stillstehen in düsterem Raum war sie nicht geschaffen.

„Deine Mutter, das Truitje, hätte es auch nicht fertig gebracht“, bestätigte die Großmutter.

Sintje verlangte nach Luft und Licht, es lockte sie gewaltig in die breiten, hellen Straßen des schönen Brüssels hinaus.

Jeden Morgen wanderte ein Trupp Weiber und Mädchen die Steenport hinunter mit Körben und Handwagen. Das waren die Fisch-, die Muffel- und die Froittweiben, die da auszogen, um ihre Ware in dem geschäftigen von Marktreiben erfüllten Kern der Stadt loszuschlagen.

Sintje hatte sich mit den Zitronen- und Orangenhändlerinnen des Windenanzes befreundet. Nun hatte auch sie einen zitronengefüllten Korb am Arm hängen und war in die Kunst der „gehraden Straßenverkäufer“ aufgenommen. Diese durften nicht stillstehen und ihre Körbe nirgends niederstellen, denn sie bewohnten weder Steern noch Platzgeld wie die Marktwreiber und die Ständebesitzer; dieses herumtreibende Händlervolk war ohne Rechte, es war nicht geschützt und doch geduldet.

Im Morgenrauten wanderte Sintje schon, den schweren Korb am Arm, durch die stillen, reinlichen

Straßen. Denn rein sind die Straßen Brüssels in den Morgenstunden. Nur frischer Gemüse- und köstlicher Frühkost durchzieht die Luft, die von den großen Frischmärkten aufsteigt. Was weiß das frühe Brüssel von der schmutzigen, schleichenden Sünde, die kurz vorher die nächtlichen Straßen auf scheuen Sohlen durchwandert hat? Reingepulgt, nüchtern und ehrbar stehen die Straßen im jungen Morgenlicht, die Mütter können ihre unschuldigen Töchterlein ungehütet durch sie laufen lassen. Jeden Morgen erwacht das große Brüssel nach dem kurzen Schlaf, der auf eine lange Sündenmacht gefolgt ist, rein, jung und fromm wie ein freundliches Kind. Es geht zur Messe und läuft auf den Markt und kauft und handelt und fängt von vorn an zu leben mit kräftiger, junger Freude.

Fintje trieb sich gern in der Nähe der großen Märkte herum. Auf der alten Grande Place mit ihren goldherenden Gildenhäusern, mit ihren Blumen, den Rosen-, Narzissen- und Fliederüberladenen Ständen. Schön war's auf der Grande Place, das Gold der Hausfassaden glitzerte, und oben auf dem schlanke, feinen Rathausurm ragte wie ein erstarrter Blitz die goldene Statue Sankt Michaels, Brüssels Schutzpatrons, hoch in den Himmel hinein. Fintje liebte den schönen Platz mit seinen betäubenden Mimmengerüchen.

Von ihm streifte sie hinüber nach dem St. Katharinenmarkt, vorbei an der imposanten Börse, vor der sich alle die vielen Bohnen und Omnibusse und Wagen ewig kreuzten und begegneten, wo es zu jeder Tageszeit von Menschen wimmelt.

Hier auf dem alten St. Katharinenmarkt und seiner Umgebung machte sie die besten Geschäfte. Bis in die Gassen des Fischmarktes wagte sie sich, die sich hinunter verloren bis an das dunkle Wasser des Kanals. Der Steinboden der langen Halle war naß und schlüpfrig, die schrägabfallenden Verkaufstische, hinter denen die dicken flamländischen Fischweiber mit breit eingestemmen, nackten, roten Armen standen, triefen von Wasser und Fischblut und glänzenden Schuppen. In den Körben züngelten und freisten die geschmeidigen Kote; Kröge lührten sich die schwarzen Krebse in ihren Behältern. Die Fischweiber schrien, schmeichelten und flucheten auf flamländisch und in schlechtem Französisch hinter den Hausfrauen und Dienstmädchen drein. „Madameke par ici!“ „Madameke koman hier!“ rief es von allen Seiten zugleich.

In dem regen Treiben war Fintje wohl, wenn nur der häßliche Fischgeruch, der schlüpfrige Schmutz und die boomsüchtigen Schutkleute nicht gewesen wären. Unter ihren wachsamem Augen konnte sie in ihrem Rundgang durch die Gassen nicht innehalten, um ihre Zitronen zum Kauf anzubieten, und wurde nur hier und da einmal verstoßen eine Frucht los, wo für sie das Geld im Gehen hastig einsteckte.

Draußen in den Straßen ging das Verkaufen leichter von statten. Fintje gehörte nicht zu denen, die sich fest an den Straßenecken bei ihren Handwagen oder Körben aufstellten und sich von den Schutkleuten aufschreiben ließen, so oft es denen beliebt, ihr schwarzes Straßbüchlein aus der Tasche zu ziehen, oder die es gar machen wie Mutter Clot'pyp, das erheiternde Vorbild aller Straßenhändler!

Mutter Clot'pyp stand einmal breit und gemütlich neben ihrem orangefüllten Handwagen und rief mit weitklingender Stimme ihre Ware aus: „Deux sous les oranges, un franc la douzaine, par ici, Madameke! Venez, Madameke!“ Da kam ein eifriger, junger Schutzmann gegangen. „Kommt mit aufs Polizeibureau, Ihr mit Euerem Wagen!“ befahl er. „Fällt mir nicht ein. Wenn Ihr auf dem Polizeibureau durchaus meine Orangen haben müßt, so schickt den Wagen selber“, sagte Mutter Clot'pyp gemütlich.

Der eifrige junge Mensch in der nagelneuen Uniform aber schob zornig den Wagen vor sich her, daß ihm heiß wurde von der ungewöhnlichen Anstrengung. Mit verquältem Gesicht watschelte die dicke Händlerin neben ihrem Wagen und rief zum Reger des rotköpfigen

Schutzmanns gemütsruhig ihre Ware weiter aus: „Deux sous les belles oranges, venez, achetez, Madameke, rien que deux sous!“

Auf dem weiten Wege nach dem Polizeibureau lachten die jederzeit für einen Scherz empfänglichen Pfiffeler, und Mutter Clot'pyp, die einen übereifrigen Schutzmann so praktisch als Karrenschieber ausnutzte, hatte die Dacher auf ihrer Seite.

„Deux sous les belles oranges!“ Diese Zwange machte lange Furore unter dem Händlervolk.

Fintje aber gehörte nicht zu den Frechen, sie nahm ihren Korb auf und lief, was sie laufen konnte, sobald ein Schutzmann in Sicht kam. Denn sie wollte nicht aufgeschrieben werden. Bei denen, die kein Heim hatten, war das etwas anderes, sie saßen gern im Winter ihre Strafzeit ab, hinter schützenden Mauern, bei guter Kost. Ihr aber hatte die Großmutter eingeschärft: „Daß dich nicht einstecken! Die Hofangnißluft wirst du nachher nicht wieder los; bist du einmal bestraft, behält das Gericht Gewalt über dich, und du bist kein freier Mensch mehr, dein Leben lang!“ Auch fürchtete sich Fintje vor dem Eingesperrtwerden, sie die immer Bewegung und Abwechslung brauchte und Lust und Licht und Freiheit.

Den Schutkleuten war die flinke Ausreißerin schon bekannt, die ihnen niemals Arbeit machte.

Wohlvollend ermahnte wohl der eine oder der andere im Vorübergehen das nimmermüde, hagere Personchen, wenn es einmal für einen Augenblick stehen blieb, um Atem zu holen zwischen seinem ewigen Wandern: „Weiter, Kleine, weiter!“

Und Fintje, das müde gejagte Froitzwiesel, lief gehorsam weiter.

Grau senkte sich schon die Dämmerung in die Straßen nieder, und Brüssel zündete seine vielen glitzernden Lichter an. Die Restaurants, die Cafés, die unzähligen kleinen und großen Theater erwachten zum Leben und öffneten ihre gastlichen Tore weit, denn am Abend will sich der Brüsseler amüsieren, da schüttelt er die Lasten, Sorgen und Blüthen des Tages ab.

Fintje aber hatte ihren Tag noch nicht abgeschlossen. Sie hatte heute säkliche Geschäfte gemacht, noch halb voll war ihr Korb. Die Großmutter aber wurde böse, wenn sie mit so armseligem Gewinn heimkam. Darum schleppte sich Fintje noch weiter ab. Sie war müde zum Umjinken.

Mühsam starrte sie in die dünngraue Straßenerne; keine Blicksvision winkte ihr. In den breiten, vornehmten Straßen des schönen Brüssels kam auch das Glück, das freundliche Glück der Jeannädchen nicht gegangen, wie sie das vor kurzem doch im Geheimen gehofft hatte.

Sie war nüchtern geworden, sie glaubte kaum noch an eine glänzende Zukunft. Der Weg in die Höhe war schwerer zu finden, als sie gedacht hatte. Weiter, immer rastlos weiter laufen, wie ein gehehertes Wild, das war jetzt ihre Lösung. Noch immer hatte sie auf nichts ein Recht, nicht einmal aufs Stillstehen und Ausruhen. Weiter, Kleine, weiter! Und sie war nun schon bald sieben Jahre alt! Und das Glück?

Schwer drückte der Korb mit Orangen auf ihren mageren Arm, mühselig schleppte sie sich an den Häusern hin. Still war es auf dem breiten, abgelegenen Boulevard de la Senne. Endlich erpähte sie jemand, dem sie ihre Orangen ausdrängen konnte. Ein schlanker, großer, breitschultriger Herr. Wie er näher kam, schrak Fintje zusammen. Sie glaubte diese hohe Figur, den Gang, die Bewegungen zu kennen. Jan l'Grand! Ob er's wirklich war? Alle Müdigkeit war verflogen. Schon lief sie neben ihm her.

„Orangen, Wosleu? Schöne fastigel!“

Sie hatte Mühe, Schritt mit ihm zu halten. Unter einer hellen Laterne blieb er stehen und sah der kleinen Verkäuferin aufmerksam ins Gesicht. Auch Fintje starrte ihm in selbstanmer Neugierde nach den Augen.

Nein, er war es nicht! Diese Lichtbraunen, leuchtenden Augen hatte sie nie vorher gesehen.

„Was willst du für deine Orangen haben?“
Ach, die Stimme erinnerte sie nun doch wieder an Jan; bei ihrem Klang durchdrangte es sie freudig in selbiger Erinnerung. Sie hätte diese liebe Stimme noch lange hören mögen.

„Gehen Sie nur weiter, Monsieur, ich darf nicht stehen bleiben, die Polizei hat immer ein Auge auf uns. Ich halte schon Schritt mit Ihnen. Wieviel Orangen wollen Sie mir abkaufen? Ich habe heute einen schlechten Tag gehabt!“

„Das nimmt mich wunder! Mit solchen Augen und solcher Schmeicheltunne, wie sie dir zur Verfügung stehen, müchtest du, sollte ich meinen, immer vorzügliche Geschäfte machen.“

Fintje lachte hell auf. Die Unterhaltung war im Gange, die liebe Stimme, feine Stimme sprach noch weiter zu ihr. Es störte sie nicht, daß der Fremde sie so eingehend musterte, wie etwa ein lebloses Kunstwerk.

„Wie kommst du nur in den auffallenden rotblonden Haaren, du kleine Zigeunerin? Als hätten deine Orangen auf sie abgefärbt!“

„Kaufen Sie ein paar, Monsieur, vielleicht hat's auch auf die Ihren einen guten Einfluß.“

„Trotz, kleine Kätz! Wo in aller Welt soll ich deine unförmlichen Orangen denn unterbringen? Da in der Paletotsche? Na meinetwegen, die beiden kleinen. Verkaufst du jeden Abend deine Orangen an dieser Stelle?“

„O, Monsieur, ich laufe bald durch diese, bald durch jene Straße!“
Fortsetzung folgt.



Es hat noch niemand etwas Ordentliches geleistet, der nicht etwas Außerordentliches leisten wollte. Marie v. Ebner-Eschenbach 7.

Erlebnisse eines Kriegsfreiwilligen in der Champagne.

B. (G.), 20. ? 1915.

Dieber Kamerad!

— — Wie Dir bekannt ist, waren wir vor den Champagnekämpfen in B. Als nun die neue Offensive in Frankreich losging, stand unser Regiment in einer Stunde verladen bereit am Bahnhof in B. Am nächsten Tage gegen Abend wurden wir ausgeladen, wobei wir das Dröhnen der schweren Geschütze schon wahrnehmen konnten. Die Champagne sah ich nun zum zweitenmal, mußte auch schon im voraus, daß es hier keine Kinderpiele gibt. Aus der Bahn ausgestiegen und in die Autos eingestiegen war eins, und im schnellsten Tempo ging's nach dem Lager nach A. zu. In der Dunkelheit suchten wir unser Nachlager auf, mit der Hoffnung, alles, was kommt, ohne Verluste mitmachen zu können. Am 28., morgens, ging es immer näher nach der Kampflinie und rasteten wir unweit der ersten Feuerlinie bei B. in einer Schlucht. Während unseres Vormarsches belohnten wir schweres Artilleriefeuer, und man sah schon viel Glend, denn die Verwundeten, die torüberzogen, waren sehr viele. Endlich konnten auch die ersten Befehle für uns zum Eingreifen; es war am 29., abends. Offiziere und Mannschaften standen zu allem bereit. In ausgeschwärmter Schützenlinie brachen endlich die ersten Kompanien nach vorn, so auch die zweite, dritte, vierte usw., immer miteinander verbunden. Nun wird es schon heißer, nicht nur Artillerie schießt, sondern auch schon französische Geschosse saufen uns dicht um die Ohren herum. Glücklicherweise verursacht das feindliche Feuer bei uns wenig Verluste; so kamen wir auch wohlbehalten am Kanonendeg in der Reservebestellung an. Hier konnte man sehen, wie die Deutschen ihre Stellung verteidigen! Pioniere, Nachfahrer, Infanterie stürmen drauf los mit dem Bewußtsein, brechen oder brechen. Doch dies ist nicht genug; Artilleristen säumen mit dem Karabiner in der Hand ebenfalls drauf los. Überall heißt es: Drauf, haut sie, daß ihnen beim zweiten Sturm der Schädel noch brummt. Unsere Artillerie fuhr mitten auf den Berg auf und schuß; so wurde der erste Angriff abgeschlagen. Leider hatte das Trommelfeuer der französischen Artillerie, die tagelang schoß, Schaden und Verluste verursacht, trotzdem

händen wir fest. Tag auf Tag griffen die Franzosen an; jedesmal, wenn diese uns auch schon im Rücken bedrohten, schlugen wir diesen gefährlichen Gegner, Juaven und andere, die immer voraus kamen, zurück. Wir lagen in einer Messgrube, dicht am Verhang in Löchern in der Erde, damit wir ein bißchen Schutz hätten vor den Granaten. Ach, da lauten 28-Zentimeter-Granaten, die schweren Kaliber, in unsere Gruben; ein dumpfer Knall, der ganze Berg zitterte, und schon hörte man wieder Jammern. Die Verwundeten wurden sofort weggeschafft. So geht es Tag für Tag. Franzosen stürmen, und wir vertreiben sie wieder. Doch das Ende dieser Stürme ist noch nicht da. Der 6. Oktober kommt heran. Komme, was will, wir werden unsere Pflicht tun! In der Frühe am 6. herrscht starker Nebel, man sieht kaum vier Schritte weit. Die Mannschaften der 11. und 12. Kompanie haben Großes geleistet, deshalb sind sie größtenteils vor kurzer Müdigkeit in ihren Löchern eingeschlafen. Plötzlich heißt es: Die Franzosen sind da, schießt, schießt! Da die erste Stellung schwach besetzt war, waren die Franzosen schnell über den ersten Graben hinweg, zum Glück konnten unsere Kameraden sich noch rechtzeitig zu uns zurückziehen. Einzelne, die noch im Graben waren, wurden von den Schwärzen totgeschossen oder gefangen genommen. Alles springt und rennt, jeder schnappt ein Gewehr, alles hört auf das Kommando unseres guten Kompanieführers. Die Franzosen sind schon von rechts in unserm Rücken, links droht uns schon von rückwärts die Umklammerung. Bierzig Mann stehen fest zusammen und knallen wohlgezielt jeden Franzosen ab, der an Rande unseres Grubes angekommen ist. Rechts stürmt unser Bataillonskommandeur mit der letzten Reserve heran, allen voran, und ruft uns zu: „Kinder, jetzt drauf!“ Von den Franzosen fällt einer neben dem anderen; plötzlich stockt ihr ganzes Vorgehen. Der tapferere französische Offizier, der mit den vordersten Braten von rechts an unsere Grube herankommt, glaubt schon es gelingt ihm; jedoch ein wohlgezielter Schuß macht dem Tapferen ein Ende, sein Gefolge ergibt sich oder wird totsamtengeschossen. Jeder sieht es, unser Gegenangriff gelingt, und stürmt, ohne Abwarten von Kommandos, schießt stehend freihändig, ein wahres Blutbad unter den Franzosen anrichtend. Sie müssen zurück und werden nun auch von Links getrieben. Als Triumph schießt die französische Artillerie noch in ihre eigene Infanterie hinein, so daß kein Schwanz von der Franzosen mehr davon kommt. Noch sind wir mit unserem Gegner nicht fertig. Denn seine letzten Reserven haben sich in unseren vordersten Stellungen festgesetzt. Schon kommt ein weiterer Befehl, den vordersten Graben zu säubern. Die Franzosen müssen vollständig vertrieben werden. „12. Kompanie greift an!“, das ist leicht gesagt. Die französische Artillerie hat durch ihr Feuer unsere Handgranaten vergraben, die einzige notwendige Sturmwaffe. Holt, eben findet einer im Dreck zwei Handgranaten; es kann losgehen: Freiwillige vor! Es kommen fünf tapferer Männer, sie wollen die Handgranaten werfen. Langsam kriechen sie im Lausgraben nach vorn, hinter ihnen folgen wir mit dem Bajonett. Auf 5 Meter heran, schon laufen die Handgranaten in den Graben und im nächsten Augenblick sieht man die Wirkung. Einige Franzosen fliegen in der Luft herum. Von der Panik gepackt, wollen die Franzosen nun zurückfliehen. Gullol da springen wir, Hurra schreiend, hinter ihnen her, es gibt kein Wanken und nach einer Viertelstunde ist der Graben wieder unser. Dieser wird auch sogleich besetzt und sofort ausgebaut. Der Tag geht seinem Ende entgegen, es war ein großer Tag. Rechts und links die Stellungen sind gehalten. Der letzte Vorstoß ist gebrochen. Jetzt heißt es da: „Sanitätser!“ dort: „Puffel!“, da ruft ein Verwundeter und dort kommt einer den letzten Atemzug. Die Franzosen liegen vor unserem Abschnitt ungefähr über 500 Leichen liegen, auch viele Verwundete, man kann gar nicht allen helfen. Auf unserer Seite kostete es auch Opfer, mancher Soldat verlor seinen Kameraden, einer sorgt nach dem anderen auf. Wir haben zwei Maschinengewehre erobert, viele Gefangene gemacht, sagen uns noch heute: wir haben unsere Pflicht getan. Den 6. Oktober vergessen wir nicht. Nach diesen Tagen sitzen wir immer noch unter dem schweren Artilleriefeuer, jedoch die Franzosen kommen nicht mehr, sie hatten diesmal zu viel Stöße bekommen. Nach noch vielen schweren Tagen wurden wir abgelöst und kamen nach M. zur Ruhe. Wohlfühl hielt unser Oberleutnant Regimentsappell ab und sprach sich lobend über unsere Tapferkeit aus. Heute sind wir wieder mit Wechsel an demselben Abschnitt tätig, nun ist aber Ruhe eingetreten. (Zens. Mg.)
Wilhelm Döbinger

Aus der Kriegszeit.

Bahnstrecke in Feindesland. Aus dem Felde wird uns geschrieben: Eine dunkle Frühlingsnacht. Laut heult der Sturm durch die Ebene und jagt die Wolken am Himmel mit fiebernder Schnelle dahin. Ab und zu prasselt ein Regenschauer nieder, setzt wieder aus, um mit neuer Stärke zu beginnen. . . Ich stehe hoch oben auf einem Bahndamm an einer Strecke, die mitten durch Feindesland führt. Meine Aufgabe ist, die mir überwiesene Strecke der Eisenbahnlinie zu sichern gegen jede Art einer Beschädigung. Zwar habe ich mich in meinen Mantel gehüllt und zum Schutze noch die Zellbahn umgehängt, zwar kann ich meine etwas lang getatene Figur in ein Schilderhaus zwingen — aber, aber. . . Schilderhäuser im Frieden. . . und im Kriege sind von zweierlei Art; jetzt hat man nicht die Eleganz, absolut regendichte Häuschen zu bauen. Und so pfeift der Wind von rechts und links durch alle Fugen, von vorn aber bläst er decart wuchtig hinein, daß ich in Angst und Sorge bin, die Wade möchte im nächsten Augenblick vom Bahndamm herunterkollern. Und ich mit! Der Regen gar weiß selbst anscheinend dicke Stellen zu durchdringen. Genug, es ist tatsächlich besser, sich da draußen aufzuhalten. Ich patrouilliere auf und ab und spähe nach rechts und links. Es heißt, vorsichtig sein, denn von beiden Seiten können Jäger kommen, und ihr Gerannahen kann man bei dem Geheul des Sturmes nicht hören. . . Plötzlich taucht vor mir — mitten aus dem Dunkel heraus — ein großes Licht auf: ein Zug! Ich muß rasch zur Seite springen, aber scharf acht geben, daß ich nicht vom Bahndamm stürze. Der endlos lange Zug leuchtet langsam vorüber. Fröhlicher Gesang tönt aus verschiedenen Abteilen heraus. Soldaten sind's, die an die Front fahren, denke ich und blicke der roten Schluslaterne nach, die wieder im Dunkel verschwindet. Bei dem Gehul des Windes und dem Prasseln des Regens arbeiten die Sinne scharfer als sonst. So glaube ich, Schritte in der Nähe zu hören. Ich bringe mein Gewehr vor und rufe laut: „Halt, wer da!“ Aus der Antwort entnehme ich, daß der revidierende Offizier naht, den ich nach Angabe der Parole und nach erstatterter Meldung passieren lasse. Wir tauschen noch einige Worte aus über das — unangenehme Wetter, dann verschwindet er, um die anderen Posten zu revidieren. Auch er wird bis auf die Haut durchnäßt zurückkommen, denn sein Weg ist über zwei Stunden lang. Gleich mir stehen nämlich an allen Bahnen die durch das von uns besetzte Gebiet der feindlichen Länder führen, Tag und Nacht Posten über Posten, längs der Schienen entlang, an allen Kreuzungen und Untersführungen, auf allen Brücken. Es ist etwas ganz Selbstverständliches, denn die Eisenbahnen müssen unter allen Umständen gegen jede Störung, gegen jede feindliche Handlung gesichert sein. Tausende und Abertausende deutscher Soldaten, meistens Landsturmlaute, versehen den Bahnschutz. Der Zug, der soeben meine Strecke passierte, ist vor mir von Hunderten von spähdenden Augen begleitet worden, und hinter mir geben andere Kameraden ihm das Geleite. Auch das ist ein Kriegsdienst, ein sehr wichtiger sogar, der getan sein will und muß. Wer von den Dabeingeliebten etwa glaubt, daß der Bahnschutz sozusagen einen gemüßlichen Dienst darstellt, der möge einmal Tag und Nacht, bei Regen und Sonnenschein, bei Kälte und Schnee da draußen auf den hohen Bahndämmen auf und ab patrouillieren! Ihm wird schon die Lust dazu im eigenen Lande vergehen. Wollends aber in Feindesland, wo man gegen alles mißtrauisch sein muß, was sich um einen bewegt. Trotzdem verkennt ein deutscher Landsturmmann den Mut nicht, gar zu gerne wäre er freilich daheim im warmen Stübchen bei Weib und Kind, gar zu gern möchte er einmal wieder in einem weichen Bett schlafen, anstatt auf dem harten Strohsack im Nachlokal — — aber er kämpft die Sehnsucht nach dem Dabeim zurück. Er weiß, es muß eben sein, dieses harte, harte Muß! Und wenn dereinst der Friede wieder einkehrt in unsere Lande, dann wird man auch dem Landsturmmann Dank wissen für seine Pflichterfüllung. (Zens. Wln.)

Die falschen Prophezeiungen bei früheren Kriegen. Bei Betrachtung der Prophezeiungen, die in vergangenen Kriegen bekannt wurden, ist mit merkwürdiger Gleichgültigkeit festzu-

stellen, wie die meisten Propheten sich fast immer in der Dauer des Krieges irrten. In den meisten Fällen wurde die Zeitdauer, die man für einen Krieg voraussetzen zu können glaubte, von der Wirklichkeit um ein Vielfaches übertroffen. Als der französische Revolutionskrieg begann, weigerte sich Pitt, irgendwelche für längere Zeit berechnete Vorlesungen zu treffen. Die Geschichte aber erwies, daß seine Stellungnahme völlig unrichtig war. Der Krieg entwickelte sich zu einer Reihe von Kampfhandlungen, die sich durch nicht weniger als 20 Jahre fortsetzten. Im türkisch-englisch-russischen Kriege glaubte man allgemein, den Kampf durch einen Sturm auf Sebastopol im Handumdrehen beenden zu können. Aber die Festung hielt ein Jahr lang den Angriffen stand, und die Kräfte und Hilfsmittel der Verbündeten wurden — alles anders lautenden Prophezeiungen zum Trost — auf eine harte Probe gestellt. Auch im Burenkrieg sprachen die englischen Propheten mit aller Bestimmtheit von der Zeitdauer eines Monats. Und auch in diesem Falle sah die Wirklichkeit ganz anders aus. Das beste Beispiel aber für den typischen Optimismus, der die Propheten stets bei Beginn eines Krieges erfüllte, liefert der Krieg zwischen den Nord- und Südstaaten in America. Die gemeinsame Ansicht der damaligen Propheten ging mit aller Bestimmtheit dahin, daß eine einzige Schlacht vor Richmond alles entscheiden müsse und daß der Krieg höchstens 90 Tage währen könnte. Keiner der Generale der Bürgerkriege sah nur im entferntesten voraus, in wie entgegengesetzter Weise der Krieg sich in die Länge ziehen würde. Fast jeder Krieg der Weltgeschichte vermochte als Beweis dafür dienen, daß die überwiegende Mehrzahl der Kriegspropheten die Zeitdauer stets unverhältnismäßig kurz annahm. Und trotz dieser Beispiele wiederholte sich das gleiche bei Ausbruch des Weltkrieges. Die Propheten, die im August 1914 von drei, höchstens vier Monaten sprachen — und das taten die meisten — teilten in dieser Beziehung durchaus das Schicksal ihrer Vorgänger.

Die Bahnärzte-Not in der englischen Armee. Die Engländer selbst vernägen, allen blendenden Phrasen und Parlamentsreden zum Trost, nicht zu verbergen, daß ihre Armee mindestens ebenso reich an Mängeln ist wie an Vorzügen. Fast in jeder Woche muß die Londoner Presse sich Notgedrungen mit einem anderen „army-need“ — einem anderen Armeebedürfnis, beschäftigen, das noch immer der Erledigung harret. In neuester Zeit mehren sich besonders die Klagen über den Ärztemangel bei den englischen Truppen. Und hier wieder ist es besonders die Not an Zahnärzten, die sich äußerst empfindlich fühlbar macht. Daß dieses Problem im Kriege höchst wichtig ist, wies unlängst ein amerikanischer Sachverständiger nach, der anlässlich einer Reise durch England die Schäden feststellte, die den Truppen durch Verlässlichkeit der Zahnpflege zugeführt werden. Hierauf ist auch die große Anzahl von Magenkrankungen in der englischen Armee zurückzuführen, die viele Leute zumindest frontdienstuntauglich machen. Nun bringt der Londoner „Daily Chronicle“ selbst eine bewagte Klage über diese Mißstände. „Viele Beobachter statter bemerken“, sagt das Blatt, „daß die englische Armee keine Organisation von Militärzahnärzten besitzt. Die australischen, neuseeländischen und kanadischen Kontingente haben ihren eigenen Stab von Zahnärzten, die britische Armee hingegen muß noch immer auf diese wichtige Hilfe verzichten. Abgesehen von den zahllosen Magenkrankungen, die durch diesen Mangel verschuldet werden, sind auch viele schlechte Heilungen von Kieferverletzungen auf den genannten Mißstand zurückzuführen. Die in diesem Kriege so häufigen furchtbaren Kieferschüsse können nur durch sorgemäße Mitarbeit von Zahnärzten ordentlich geheilt werden. Fehlt diese Hilfe, so bleiben meist mehr oder weniger erge Verunstaltungen des Gesichtes zurück. Alle medizinischen Sachverständigen haben sich mit Nachdruck dahin geäußert, daß diese Fälle einer Sonderbehandlung bedürfen. Trotzdem wurde in ganz England ein einziges kleines Sonderlazarett dieser Art eröffnet. Die französische Armee besaß früher 20 Lazarett für zahnärztliche Behandlung von Kieferverletzungen, ganz Großbritannien aber kann sich nur einer einzigen solchen Einrichtung rühmen. Bis jetzt hat die englische Armeeleitung nicht mehr als 200 Zahnärzte angestellt, so daß auf 15 000 Mann ein Arzt kommt. Da aber ein Teil dieser Ärzte bei den Ausbildungstruppen in England selbst verblieben ist, verfügen die englischen Heereskräfte in Frankreich nur über 43 Zahnärzte, also 1 Arzt für 25 000 Mann.“